

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Wittbauer.

209

Donnerstag, den 20. October 1842.

Geschichte eines Menschen, der nicht Nein sagen konnte.

(Fortsetzung.)

Lacy's Diner in Clarendon's Hotel dauerte bis spät in die Nacht, und Durham, der bey freyer Wahl sich immer für ein geregeltes Leben entschied, empfand am Morgen so unangenehme Folgen des genossenen Übermaßes (man nennt sie Kagenjammer), daß, als sein Diener ihn zur Abreise weckte, er ihm herrisch befahl, „sich zu packen,“ den Kopf auf die andere Seite legte, und lieber die Reise für den laufenden Tag unterlassen wollte. Erst gegen Abend ging er aus, begegnete seinen Freunden, fand deren Bemerkung, daß er Lacy Revanche schuldig sey, sehr richtig, und dinirte mit der gestrigen Gesellschaft bey einem berühmten französischen Restaurant. Tags nachher stand die Revanche an Monkton, dann an Gordon, dann an einem Bierken, dann an einem Fünften. Durham konnte sich nicht losmachen; es wäre effective Beleidigung gewesen.

So reihte sich Tag an Tag, bis aus dem Einen zehn geworden, wobey indeß Durham seiner Mutter täglich meldete, daß er nächsten Morgen bestimmt abreisen werde. Endlich war die Reihe des Revanchirens vorüber; Durham reiste, und erfuhr bey seiner Ankunft, welche Unruhe nicht bloß, sondern auch welche unangenehme Täuschung er seiner Mutter verursacht. Die Rückkehr des geliebten Sohnes zu feyern, hatte Mißreß Durham Nah und Fern zu einem Balle geladen, und weder Kosten noch Mühe gescheut, ihrer Einladung Ehre zu machen. Der Ball war glänzender und großartiger gewesen, als seit Jahren einer in der Umgegend; aber die Abwesenheit der Hauptperson hatte natürlich Abbruch gethan, und die Unruhe der halb geängsteten, halb verdriesslichen Mutter, die den fragenden Gästen das Außenbleiben des Sohnes nicht zu erklären wußte, den heitern Abend mit einer Wolke überzogen. Das Maß von Durham's Ärger wurde voll, als er gesprächsweise hörte, daß Miß V'Estrange und deren Brnder einen Verwandten in Yorkshire, bey dem sie auf Besuch gewesen, zum Balle begleitet, und zwey Nächte unter seinem eigenen Dache verweilt hätten. Da riß ihm die Geduld. „Aber in aller Welt, Mutter,“ rief er, „warum schrieben Sie mir nicht, sagten mir nicht, daß Sie einen Ball geben wollten.“

„Aus zwey sehr einleuchtenden Gründen,“ erwiderte Mistress Durham, einmal, lieber Henry, sollte der Ball eine Überraschung für dich seyn, und beytens dünkte es mich zwecklos, an Jemand zu schreiben, den ich stündlich auf der Landstraße vermuthen mußte.“

Henry beschied sich, daß alle Schuld ihn allein treffe, und er durch seine thörichte Gutmüthigkeit das Kleinere Vergnügen dem größern geopfert. „Das soll mir eine Lehre, eine unvergeßliche Warnung seyn,“ sagte er zu sich selbst, und beschloß, hinfüro nicht andern Leuten, sondern seinen eigenen Ideen zu folgen — ein Vorsatz, der unter allen Vorsätzen der leichteste auszuführen scheint. Es gibt jedoch Menschen, und Henry Durham war einer derselben, für die es eine herkulische Arbeit ist, dem eigenen Willen zu folgen, und weil das in der That ohne starken moralischen Entschluß, ja ohne Übung und kräftige Anstrengung nicht möglich, so bedarf es meist nur eines geringen Anstoßes, eines leisen Zweifels, um in die frühere Schwachheit zurückzufallen.

So geschah es Durham. Nach Verlauf von vielleicht acht Tagen überraschte ihn ein Jugendfreund, Sir Philipp Miles. „Ich habe einen Umweg gemacht, lieber Durham,“ sagte er, „weil Sie mich zum Doncaster Wettrennen begleiten, und es sich eine Zeitlang bey mir in Heron court gefallen lassen sollen.“

„Unmöglich,“ versetzte Durham; „rein unmöglich. Ich muß Mitte nächster Woche in London seyn. Meine Mutter hat es erst gestern ihrem Bruder, Sir Gilbert, geschrieben. Außerdem ist der Oheim unwohl, und wünscht mich in Geschäftsangelegenheiten zu sprechen.“

„Begreife, guter Durham, begreife,“ lächelte Sir Philipp, „aber ein oder zwey Tage können gewiß nicht in Betracht kommen. Schreiben Sie Ihrem Oheim, und melden Sie sich für Sonnabend Abend.“

Durham schwieg. Das Doncaster Wettrennen hätte er gerne gesehen; die Geschäftsbesprechung mit dem Oheim konnte recht füglich einen oder zwey Tage anstehen, und vor nächsten Sonnabend, das wußte er, wollten Miß P'Estrange und ihr Bruder nicht in London seyn. Dennoch weigerte er sich, bis der Andere erwähnte, daß seine Lieblingsstute Ellen um den Becher wettlaufen, es ihm die ganze Freude verderben würde, wenn Durham nicht das Rennen sähe, und er nebenbey in Betreff eines Hausbaues auf den Rath des in derley Dingen bewanderten Freundes mit Gewißheit gezählt habe. Da gestand sich Durham, daß, ohne Ursache consequent zu seyn, Starrsinn heiße, und der Jugendfreund ein Recht habe, wegen grundloser Verweigerung einer Bitte ihm böse zu seyn. Also gab er nach, und begleitete Sir Philipp nach Heron court zum Wettrennen.

„Liebster Durham,“ sagte Sir Philipp am Morgen des Wettrennens, „Sie thun mir den Gefallen, meine Cousine Louise auf die Bahn zu fahren; ich habe Ihnen mein Curricle bestellt.“

„Aber, liebster Miles,“ antwortete Durham, „Sie wissen, ich wünschte zu reiten. Ein Wettrennen gilt mir keinen Psifferling, wenn ich nicht nachreiten kann. Und außerdem haben Sie Miß Miles versprochen, selbst sie zu fahren.“

„Das habe ich allerdings,“ erwiderte Sir Philipp, „doch Cousins und Cousinen nehmen das nicht so genau. Dazu kommt, ich muß pünctlich auf der Bahn seyn, und weiß schon, wenn ich fort will, ist Louise nicht fertig; sie ist niemals fertig. Das Nachreiten sollen Sie deshalb keineswegs ein-

büßen, liebster Durham; ich schicke ein Pferd für Sie voraus, und sobald Sie auf dem Stand sind, schwingen Sie sich in den Sattel.“

Durham konnte nicht nein sagen, und hätte es doch so gerne gesagt. Abgesehen, daß er sich auf das Reiten gefreut, war es ihm aus besonderen Gründen unangenehm, Miß Miles zu fahren. Miß Miles war zwar arm, aber weder häßlich, noch ungebildet. Im Gegentheil, sie konnte hübsch heißen, und die Welt behauptete, was auch Durham zu seiner Warnung gehört, daß sie und ihre Mutter auf den Zweck der Verheirathung trefflich zu manövriren verständen. In letzterer Beziehung fürchtete Durham freylich nur die Möglichkeit eines „Geredes.“ In seinem Herzen herrschte Fanny V'Strange. Was war indeß zu thun? Durham mußte Miß Miles fahren, und sie widerlegte die Verleumdung von ihrem Niemalsfertigseyn dadurch, daß sie kaum eine Minute auf sich warten ließ. Schon das versöhnte Durham einigermaßen, und als er mit seiner Begleiterinn zur rechten Zeit auf der Rennbahn eintraf, und das vorausgesendete Pferd erblickte, war er in der Freude seines Herzens so artig, Miß Miles sein Bedauern zu äußern, daß er sie verlassen müsse. Miß Miles hatte keine Antwort. Wie er aber anhielt, dem Reitknecht die Zügel zuwarf, und sich erhob, legte Miß Miles ihm die Hand auf den Arm und sagte: „Wenn Sie nicht bey mir bleiben wollen, Durham, so bitten Sie eine befreundete Familie, mich in ihren Wagen aufzunehmen; nur lassen Sie mich nicht allein.“

Wenig fehlte, der weiche Laut des aus dunklem Auge ihn vertrauensvoll anblickenden Mädchens hätte Durham sofort von seinem Vorhaben abgebracht. Er schwankte, aber er wollte standhaft seyn. „Ich sehe keine Familie, die ich kenne,“ sagte er, nachdem er in jeder Richtung umhergeblickt. — „Ich fürchte, Sie werden mich allein lassen müssen, Durham,“ erwiderte Miß Miles. Eine tiefe Wehmuth zitterte in ihrer Stimme, und es war unstreitig nur das Gefühl des Dankes, das durch die Thräne in ihrem Auge leuchtete, als Durham sie versicherte, daß er lieber nichts vom Wettrennen sehen, als sie allein lassen wolle. Auch bekam er von Ersterem sehr wenig zu sehen.

Ohne wegen seiner Ritterlichkeit mit sich unzufrieden zu seyn, faßte er doch am nächsten Morgen den festen Vorsatz, heute auf keine Weise das Vergnügen des Wettrennens zu verlieren, zumal heute der Haupttag war, wo es den Preis des Bechers galt. Gerüstet mit der feinsten Ausrede, falls ihn Philipp wieder ersuchen sollte, Miß Miles zu fahren, ging er zum Frühstücke. Aber Sir Philipp war bereits fort auf die Rennbahn. Sein Interesse am heutigen Tage hatte ihn zu frühem Aufbruch veranlaßt. Durham war mit seinem weitem Plane schnell fertig. Unmittelbar nach dem Frühstücke wollte er — der Gefahr trogend, Anstoß zu geben — in aller Stille sein Pferd besteigen, und dem Hauswirth folgen. Der Himmel weiß aber, wie es kam, — wenigstens wußte Durham nicht, wie es gekommen war — ehe er den Frühstückstisch verließ, hatte er sein Pferd dem jungen Miles abgetreten, und sich bereit erklärt, Miß Miles zu fahren. Indessen hatte er aber ausdrücklich bedungen, daß Miles das Pferd nur bis auf die Rennbahn reiten, und dann an Durham's Statt den Platz neben seiner Schwester einnehmen solle. Der junge Miles fand es aber viel plaisanter, zu Pferde als neben seiner Schwester zu sitzen, und der Becher war verloren und gewonnen, und das Tages-

rennen ziemlich vorüber, ehe er Durham's Curricie entdecken konnte. „Auf mein Wort, Durham,“ lautete die Entschuldigung; „ich bin die Bahn hin- und zurückgeritten, und habe mich die ganze Zeit nach Ihnen umgesehen.“ Hin- und zurückgeritten war Miles allerdings, nur hatte er sich, statt nach Durham, nach den Rennpferden umgesehen.

(Der Schluß folgt.)

Aehrenlese auf alten Feldern.

I. Das Lächerliche.

Solutos qui captat risus hominum
tamamque dicacis, hunc tu caveto.

Horatius.

Das Lächerliche gleicht dem Erhabenen darin, daß beydes gleich schwierig zu definiren ist.

Extreme berühren sich. Sollte daher nicht auch in dem Umfange des Lächerlichen und des Erhabenen irgend ein Punct ausfindig zu machen seyn, in welchem diese entgegengesetzten Qualificationen sich berühren? Wer will zum Beyspiele entscheiden, ob Diogenes lächerlich oder erhaben war?

Oftmals werden im wirklichen Leben und in jenem Lustreiche, wo die Einbildungskraft vorherrscht, Kühnheiten begangen, welche lächerlich werden, sobald sie aufhören erhaben zu seyn.

Der Ursprung des Lächerlichen datirt sich vom Anbeginne der Welt her. Die Satyre ist älter als die Ode. Die Griechen besaßen einen Archilochus und einen Hipponax, bevor sie einen Pindar hatten.

Den Begriff des Lächerlichen richtig wiedergeben zu wollen, dürfte eben so schwierig seyn, als dessen physischen Ausdruck (das Lachen) zu definiren. Man müßte fürs Erste die Art des Gefühles ergründen, welches ein lächerlicher Mensch oder eine lächerliche Handlung in uns hervorbringen: ein Gefühl, welches weder dem Hasse, noch der Verachtung, noch dem Mitleide ähnelt, und für welches man bis jetzt noch keinen genau bezeichnenden Ausdruck gefunden hat.

Duclous meint, das Lächerliche bestehe darin: gegen die Meinung oder Mode eines Landes zu verstossen. Diese Erklärung mag in Bezug auf das rein Locallächerliche (wenn wir uns dieses Ausdruckes bedienen dürfen) vollkommen richtig seyn. Jedwedes Land, jedwede Stadt, jedwede Cotterie hat indeß ihre aparte Meinung und Mode. Dasselbe, was in Paris gegen diese beyden Autoritäten Sünde ist, kann zu Petersburg ganz vernünftig scheinen; was im St. James-Parke most fashionable ist, kann zu Madrid für abgeschmackt gelten. Von welcher Meinung und Mode spricht daher Duclous? In seinem Sinne wäre das Lächerliche vollkommen relativ und bedingt; es gibt jedoch ganz gewiß absolut lächerliche Dinge, welche an jedem Orte und zu jeder Zeit sich als solche fühlbar machen.

Unter den französischen Moralisten sind Labruyère und La Rochefoucault auf einen und denselben Gedanken verfallen. „Man macht sich nie so lächerlich durch die Eigenschaften, die man wirklich besitzt, als durch jene, die man sich das Ansehen gibt zu besitzen,“ sagt Letzterer. Labruyère gibt dieselbe Idee mit andern Worten: „Man ist niemals so lächerlich durch die Fehler, die man wirklich besitzt, als durch jene, die man verbirgt, oder durch jene, die man affectirt.“

Man macht lächerlich, man wird lächerlich gemacht; es ist dieß ein ewiger Kampf unter den Menschen. Niemand ist gepanzert und Niemand bleibt unangegriffen. Den Helden schützen seine Lorbeern so wenig, als den Bettler seine Lumpen (ja, diese schirmen ihren Mann bey weitem besser). Einen Köcher besitzt Jedermann, Niemand einen Schild.

Die Philosophen behaupten: „Wenn dir Menschen vorkommen, an denen du nichts Lächerliches findest, so ist dieß bloß ein Zeichen, daß du nicht sorgfältig suchtest.“ Aber wo ist der Unglückliche, der keinen Feind hätte? Und wo ist der Mann, der an seinem Feinde nichts Lächerliches entdeckt? Vergebens sucht selbst der Weise ein Bollwerk für seine Person; er wird Blößen zeigen und dem Geschosse seiner Neider nicht entgehen. Aber Philosophie ist ihm der himmlische Balsam, der den Schmerz seiner Wunde lindert.

Die Furcht, sich lächerlich zu machen, gleicht der Gespensterfurcht: sie existirt nur für jene, welche daran glauben. Leuten, welche Andere lächerlich machen wollen, begegnet man am besten durch gute Laune, zuweilen auch durch Gleichgültigkeit und stille Verachtung. Die Pfeile der Mexicaner durchdrangen eiserne Rüstungen; wollene Röcke, die man gegen sie als Schirm brauchte, vereitelten ihre Wirkung.

Alle diese sogenannten Lächerlichmacher, *ces petits donneurs de ridicules*, von denen die Gesellschaft wimmelt — hätten sie sich nicht dem mühseligen Geschäfte unterzogen, Andere lächerlich machen zu wollen, so würden sie selbst die jämmerlichsten Figuren abgegeben haben. Sie gleichen jenen Verbrechern, welche Henker wurden, um das eigene Leben zu fristen; denn die Furcht, lächerlich zu werden, erstickt mehr Talente und gute Eigenschaften, als sie Fehler zu verbessern im Stande ist.

Beiträge zur Charakteristik Napoleons.

Folgende Zeilen sind kurze Auszüge aus verschiedenen französischen Journalen, von denen gegenwärtig nur wenige Exemplare, vielleicht gar keine, in Deutschland existiren dürften. Wir halten jede fernere Bemerkung für überflüssig, und erlauben uns bloß noch, auf das Datum der verschiedenen Absätze aufmerksam zu machen, da sich einige dieser Zeilen dem Leser von heutzutage als in Erfüllung gegangene Prophezeiungen darstellen werden.

(Jänner 1798.) Man gebe sich doch nicht so viele Mühe, um zu errathen, was aus Buonaparte werden wird. Das Publicum hielt ihn bisher für einen General, für einen Eroberer, vielleicht für einen Diplomaten, sicherlich für einen ehrgeizigen Kopf, und ich glaube, daß er selbst die nemliche Meinung von sich hält; aber Garat, sein Colleague im „Institut de France,“ hat es uns und ihm erklärt, welches sein eigentlicher Charakter sey: „Buonaparte ist ein Philosoph, der Einen Augenblick an der Spitze von Armeen gestanden hat.“

(Februar 1798.) Seit dem Bestehen der Republik gab es keinen General wie Buonaparte, der im Besitz von so vielen Mitteln gewesen wäre, um sich der Revolution zu bemächtigen, und sie nach seiner Willkür zu leiten und zu enden.

(October 1799.) Was Buonaparte betrifft, so kann man überhaupt nicht verkennen, daß sein bisheriges Leben einige jener Züge enthielt, welche gewöhnlich Männer zu characterisiren pflegen, die für große Dinge geschaffen sind.

(October 1799.) Es fällt wohl Niemanden ein, behaupten zu wollen, daß Buonaparte kein ungewöhnlicher Mann sey; aber ich bin der Ansicht, daß sein Ruf als Feldherr eine Art von Blendwerk ist. Wird er nur ein einziges Mal förmlich geschlagen, so ist es um seinen Ruhm geschehen, der in Syrien ohnedem so sehr gelitten hat. Daß man von diesem Manne so allgemein mit Bewunderung spricht, kann Niemand befremden, denn das Glück hat ihn auf ungewöhnliche Weise begünstigt und ausgezeichnet, obschon er auch den Mangel kennen lernte, und erst bey den Unru-

hen, welche vor vier Jahren (October 1795) in Paris Statt fanden, Gelegenheit hatte, sich durch seine Dienste gegen die Pariser ein Recht auf die Erkenntlichkeit der Revolutionairs zu erwerben. Er hatte schon früher in einiger Beziehung mit *Barra* gestanden, und erhielt nun von diesem einen Empfehlungsbrief an *Matthieu*, Commissär in den zwey Departements der Gironde und der Charente. Er wünschte, Secretär dieses Mannes zu werden. Der mißgestaltete *Matthieu* fertigte ihn ganz kurz mit den Worten ab: „Ich kann Sie nicht brauchen.“ Als *Buonaparte* später nach Italien gesendet wurde, verließ er Paris mit 50 Louisd'or in der Tasche, die er von einem Freunde geborgt hatte.

(November 1799.) *Buonaparte* heißt der dritte Consul der französischen Republik. Sein Charakter ist wenig bekannt. Schweigsam und zurückhaltend wie er ist, läßt er sich schwer durchschauen, und bietet dem Beobachter keine Anhaltspuncte dar. Man kennt seine Talente als Krieger; was er aber als Staatsmann leisten wird, ist bis jetzt Geheimniß. Man erinnert sich seiner weisen Mäßigung in Italien, — seiner trefflichen Rathschläge und Ermahnungen an die Genueser, als er diese ihrer eigenen Leitung überließ, — seiner Achtung für die Religion, — und des ehrfurchtsvollen Tones, mit welchem er an den obersten Hirten der Kirche schrieb. Man weiß, daß er sich emporschwingen will, daß er sich einen Ruf schaffen will, daß er gleich *Cäsar* seinem Glücke vertraut, daß seine bisherigen Erfolge dieses Vertrauen einigermaßen rechtfertigen, und daß sein Name von keinem Flecken des Jacobinismus verdunkelt ist. Sieger in Italien, Negotiateur des Friedens mit Oesterreich, Eroberer Egyptens, und überall vom Glück begünstigt und mit Huldigungen überhäuft, bedurfte es nur noch eines solchen Zusammentreffens von Umständen, wie die jetzigen, um ihn über seine bisherige, verhältnißmäßig obscure Stellung zu erheben, — und es wäre ein offenbares Verkennen seines Charakters und der obenerwähnten Umstände, wenn man hätte glauben wollen, er sey nur deshalb so plötzlich aus Egypten zurückgekehrt, um in Frankreich die Rolle eines dem Directorium untergeordneten Generals wieder fortzuspielen.

(November 1799.) *Buonaparte* gelangt als Consul an das Ruder der Geschäfte, und zwar meist durch seine Reputation als Soldat. Es fehlt freylich nicht an Leuten, welche der Meinung sind, daß er einen großen Theil dieser Reputation den unter ihm dienenden Generalen, der Tapferkeit der Truppen, und den zahllosen Fehlern verdanke, die der Feind begangen. Es wird ferner auch behauptet, — und mit Recht, wie wir fürchten, — daß er mit dem Leben seiner Leute wenig haushälterisch war. Allein die unbegrenzte Ergebenheit seiner Generale, und das blinde Vertrauen seiner Soldaten, welche ihn keinen Augenblick noch verlassen haben, bezeugen, daß er größtentheils wohl selbst der Schöpfer seines Glückes gewesen sey. Ein Mann, der vor vier Jahren noch gänzlich unbekannt war, und der heute schon stark genug ist, um sich, trotz Parteyen und Leidenschaften, der Revolution zu bemächtigen, — ein solcher Mann muß auch außerhalb des Schlachtfeldes Talent, Charakterstärke und politischen Tact entwickelt haben.

(December 1799.) Glänzende Siege haben für *Buonaparte* den Weg zur höchsten Machtstufe gebahnt; aber die Franzosen werden sich einstens, wenn er gesunken seyn wird (denn er wird sich eben so wenig halten können, als all' seine Vorgänger) befragen, welchen Nutzen ihnen seine Siege gebracht. Sie werden sich einst fragen, ob einige Duzend Statuen und Gemälde hinreichenden Ersatz gewähren, für die Tausende von Menschen, die man jenseits der Alpen geopfert hat.

(December 1799.) Wir wagen es zu behaupten, daß Buonaparte stark genug seyn wird, sich selbst einen Thron zu erbauen, wenn es ihm gelingt, sich nur fünf Jahre lang als Consul am Staatsruder zu erhalten. Wer wird es dann wagen ihm die Krone streitig zu machen? Und wird nicht die Armee in unisono ausrufen: „Vive le Roi!“

Notizenblatt.

K. K. Hofburgtheater. Am 17. October: Iffland's fünftages Lustspiel: „Leichter Sinn,“ neu in die Scene gesetzt. Seit einiger Zeit beginnt das k. k. Hofburgtheater uns für den Mangel tüchtiger, neuer Werke im Fache des Lustspiels durch in Scenesezung älterer Stücke von Kogebue, Iffland 2c. zu entschädigen. Man kann immerhin annehmen, daß das Publicum dabey in Beziehung auf den moralischen Eindruck der Bühne gewinnt, und in Beziehung auf Unterhaltung nichts verliert, wenngleich das Bedauern sich wiederholt aussprechen muß, daß das Gewesene uns die frische, blühende Gegenwart, die Übersetzung aus der Vergangenheit den frohen Pulsschlag des Lebens und des Wirkens ersetzen muß! — Immerhin wird diese Auskunft bey der Leitung einer Bühne zu empfehlen seyn, welche alles Unwürdige, alles Halbe und Mangelhafte ausschließend, gleichsam die Blume des deutschen Bühnengeschmacks repräsentiren soll. Man ist dabey immer sicher das Gute zu wählen, ohne es erst aus einigen hundert eingereichten Werken unter eigener Verantwortung herausfinden zu müssen. Für die Schauspieler kann kaum ein glücklicherer Schritt gethan werden. Eben in den Werken älterer Meister, eben in dem älteren deutschen Lustspiel mit seinen glorreichen Traditionen finden diese den besten Maßstab für ihre Mängel und die täglich mehr überhandnehmende Zerrissenheit des Ensembles, die Verschiedenheit der Ansichten und der Schulen, die sich auf der deutschen Bühne, wie sie jetzt ist, schonungslos neben einander geltend machen. Haben wir bloß zu wählen zwischen den Schatten der Gegenwart und der Vergangenheit, so ziehen wir die Vergangenheit unbedingt vor — bleibt uns bloß die Wahl zwischen den Übertreibungen des neuereu, in Fegen zerrissenen Dialogs und des älteren, schwerfälligen, der seinen Satz immer vollendet, wenn er auch lang ist, so stimmen wir für den älteren — kann uns die Bühne nicht mit guten Werken erfreuen, die aus dem Geiste der Gegenwart hervorgehen, so wollen wir uns zu der berühmten Whittparthie der alten Herren setzen und gelassen zusehen, wie bald Iffland und bald Schröder, bald Jünger und bald Kogebue einen trick macht. — Von der Darstellung der heutigen Reprise ist zu melden, daß Olle. Enghaus, Mad. Bredde und die H. H. Korn, Marr, Herzfeld und Wilhelmi redlich bemüht waren, uns die gute, alte Zeit möglichst zurückzuzaubern.

—m—

Merkwürdige Meereserschütterung. Nachrichten aus der ostindischen Insel Banda melden, daß man dort vom 23. bis 26. November 1841 seltsame Phänomene beobachtet habe. Während nemlich am 23. November eine erstickende Hitze mit völliger Windstille eintrat, erfolgte bald darauf ein Erdbeben, welches 50 bis 60 Secunden anhielt. Diese Erschütterungen wiederholten sich, und wurden am 26., wo sie 2 Minuten lang anhielten, am stärksten und bedrohlichsten. Nicht lange darnach bemerkte man, daß das Meer unruhig zu werden anfange, und bey einen heftigen Wellenschlag ein Getöse verursache, das dem Rauschen eines heftigen Platzes

gens ähnlich war. Selbst die Schiffe am Ufer waren in großer Gefahr, von dem ungestümen Wogenbrange zertrümmert zu werden. Es war die Zeit der Ebbe, und doch stieg die See 9 Fuß über die gewöhnliche Höhe; hier thürmten sich ungeheurere Berge von Wellen empor, dort öffneten sich Abgründe, als sollten die Schlünde der Hölle sichtbar werden, zugleich senkten sich die Wolken eben so tief herab, als sich die brausenden Wogen zu ihnen empor hoben, und entwickelten ein Schauspiel, das drey Viertelstunden lang dauerte, und jeden Zeugen mit einem eigenthümlichen Grauen erfüllte.

28.

Riesen ananas. Bey der Ausstellung der Gartenculturproducte im Louvre erhielten drey vom Baron Rothschild eingesandte Ananas den Preis; einige Tage früher hatte er deren zwey, welche noch größer waren, nach Frankfurt abgeschickt. Eine dieser Früchte, von der Gattung „Providencia,“ hatte 63 Centimeter Umfang und 30 Höhe — eine Größe, die noch nicht erreicht worden seyn soll. Man wünscht allgemein, daß es dem geschickten Gärtner des modernen Crösus, Hrn. Bergmann, öfters gestattet seyn möchte, die Wunder seiner Treibhäuser in Voulagne zur öffentlichen Macheiferung auszustellen.

22.

Weiberverkauf. Ein solcher hat dieser Tage zu Wogan in England auf dem öffentlichen Marktplatz Statt gefunden; die beyden Gatten waren aus einer benachbarten Gemeinde dahin gekommen, das Weib hatte die gewöhnliche Toilette mit dem Stricke um den Hals. Der Abnehmer dieses raren Artikels bezahlte dafür 26 Schillinge (ungefähr 13 fl. C. M.)

10.

M o d e b e r i c h t.

Die plötzlich eingetretene Kälte hat veranlaßt, daß viele Mäntel vom vorigen Jahre hervorgeholt wurden; ungeachtet aller Veränderungen, welche die Mode vorgenommen hat, scheint es doch, daß der Sammtfragen in seiner Herrschaft bleiben werde. Warum man ihn jetzt camail anstatt mantel espagnol nennt, weiß Niemand; der Sache nach bedeuten beyde Benennungen ein und dasselbe Kleidungsstück. Im Winter werden diese Camails eine Garnitur von Marder oder Hermelin erhalten. Das letztgenannte Pelzwerk wird auch als Pelerine und Garnitur auf Sammtüberrocken, Wilschouras u. dgl. erscheinen.

Mäntel von Cashmir, mit Hermelin gefüttert, welche ringsumher und an beyden bis an die Kniehöhe gespaltenen Seiten mit Hermelin passopolirt sind, dürften als etwas Ausgezeichnetes gelten; in einigen der bedeutendsten Modemagazine sieht man schon einzelne Exemplare davon.

Müße von Hermelin und Zobel finden sich ebenfalls bereits ein; sie sind etwas kleiner und an beyden Seiten durch breite, weiße Atlasbänder geschlossen. 6.

M o d e b i l d XXXXII.

Kleid von Gros de Tour mit Zwirnspitzen geziert. Nach einem Originale von Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher, Dorotheergasse, Nr. 1107, im zweyten Stock.

(Der selbe hat die Ehre hiemit anzuzeigen, daß er vor einigen Tagen von Paris hier angekommen ist.)

Haube von Tull Illusion mit Rosen. Nach einem Originale von Mad. Langert, Kärnthnerstraße, Nr. 1018, im dritten Stock.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.



Wiener Moden.

Wien, Zeitschr. Nr. 209.
den 20 October 1842.

